

„Ein Aggregat von Bruchstücken“

Fragment und Fragmentarismus  
im Werk Friedrich Schillers

Herausgegeben von Jörg Robert

unter Mitarbeit von Marisa Irawan

Königshausen & Neumann

## Vorwort

Der vorliegende Band hat eine längere Vorgeschichte. Er geht im Kern auf einen Workshop zurück, der vom 12. bis 14. November 2009 – im ‚zweiten‘ Schiller-Jubiläumjahr – im Kloster Bronnbach nahe Wertheim im ‚lieblichen Taubertal‘ stattfand. Veranstalter der Tagung, die durch die großzügige Unterstützung der Fritz Thyssen-Stiftung zu Stande kam, war der Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur- und Ideengeschichte der Universität Würzburg, verantwortlich waren Wolfgang Riedel sowie der Verfasser dieser Zeilen. Die anregenden Bronnbacher Tage, die sich dem Problem des Fragments und des Fragmentarischen widmeten, weckten das spontane Bedürfnis, die vorgestellten Thesen und Themen schriftlich zu dokumentieren. Der Herausgeber dieses Bandes kam diesem Auftrag umso lieber nach, als sich für ihn ein Kreis zu schließen schien: Die Beschäftigung mit den Fragmenten war der Ausgangspunkt seiner Arbeit über Schiller; ihr erstes Ergebnis war die Herausgabe des dritten Bandes der Schiller-Edition im Hanser-Verlag (gemeinsam mit Albert Meier, München 2003). Die Fragmente haben in all den Jahren, die der Beschäftigung mit dem ‚vorklassischen‘ Schiller gewidmet waren, ihre Bedeutung nicht verloren – im Gegenteil. Längst hat sich in der Fernwirkung der Thesen Herbert Krafts (*Um Schiller betrogen*, Pfullingen 1978) ein Kreis junger Schiller-Forscher konstituiert, die sich Fragen der späten Poetik bzw. der Fragmentarizität besonders verschrieben haben. Die Schiller-Jubiläumjahre 2005 und 2009 haben gezeigt, dass dieser ‚andere‘ Schiller vielleicht nicht gegen den Autor der großen Dramen, Erzählungen und ästhetischen Schriften ausgespielt, aber doch als ein Kontinent eigenen Rechts in der diskursiven Gemengelage ‚um 1800‘ ernst genommen werden muss.

Die Wechselfälle der Publikation, zu denen drei intensive Jahre der Lehrstuhlvertretung in Würzburg und der Ruf auf einen Tübinger Lehrstuhl hinzukamen, haben das Projekt insgesamt verzögert, aber auch – *bonum* durch *malum* – manch glücklichen Zugewinn herbeigeführt. Ein solcher glücklicher Umstand war es, dass viele Vertreter der jüngeren, in der Schiller-Forschung längst etablierten Generation diesen Band – teilweise auf nachträgliche Bitte – mit ihren Beiträgen abrundeten. Der Herausgeber ist sich sicher, in ihnen mehr als Kompensation für manchen bitteren Verlust und Verzicht gefunden zu haben, der sich auf dem Weg unvermeidlich ergeben hat. Am Ende, so meine Hoffnung, repräsentiert dieser Band umfassend den *state of the arts* der aktuellen und – vor allem – zukunftsweisenden Schiller-Forschung in thematischer *und* generationeller Hinsicht. Allen Beiträgern, die mit Geduld das Erscheinen dieses Bandes abgewartet und zu seinem letztlich glücklichen Erscheinen beige-

tragen haben, besonders aber den Kolleginnen und Kollegen, die noch in letzter Minute ins Boot stiegen, sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt.

Der Blick zurück auf die Würzburger Jahre stimmt glücklich und melancholisch zugleich. Der erste Dank für diese Zeit gebührt meinem Lehrer, Mentor und schließlich Freund – Wolfgang Riedel – für die spontane und kollegiale Bereitschaft, dieser Unternehmung die Ressourcen seines Lehrstuhls zur Verfügung zu stellen. Die Bronnbacher Tagung war der Abschluss einer intensiven Schiller-Phase für uns beide, die unvergesslich und einzigartig bleiben wird! Die Zahl derjenigen, die darüber hinaus in Planung, Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung dieser Tagung helfend involviert waren, ist groß. Unter allen möchte ich Dr. Markus Hien hervorheben, der mit unerschütterlicher Ruhe und wacher Aufmerksamkeit alle Wege und Abwege (!) dieses Projektes im novemberlichen Taubertal begleitet und alle Teilnehmer auf den rechten Weg gebracht hat. Den Hilfskräften, die längst ihre eigenen Wege gefunden haben, danke ich für Ihre engagierte Unterstützung in der ‚heißen‘ Phase der Tagung, die allen in guter, wiewohl wehmütiger Erinnerung bleiben wird.

Am Ende hat dieses erste Würzburger Projekt mit dem Herausgeber noch den Umzug an den Neckar angetreten. Den Tübinger Hilfskräften, Fabian Sturm und Franziska Teckentrup, danke ich für das Aufspüren mancher Fehler in Text und Satz, auch noch in letzter Minute. Dass die Unternehmung in Tübingen einen so zügigen Abschluss gefunden hat, ist vor allem meiner Administratorin, Marisa Irawan, zu danken, die alle redaktionellen Endschritte in fachkundiger, zupackender Weise in die Wege geleitet und überhaupt erst aus dem „Aggregat von Bruchstücken“ ein organisches Ganzes gemacht hat. Ihr wie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Verlags *Königshausen & Neumann*, die mir mit souveräner Kompetenz und nie ermüdender Freundlichkeit zur Seite standen, vor allem aber Dr. Thomas Neumann selbst, möchte ich herzlich für die Aufnahme des Bandes in das Programm des Verlags danken.

Tübingen, im Juli 2013

Jörg Robert

# Inhalt

„Ein Aggregat von Bruchstücken“ Schillers Fragmente als <i>fermenta cognitionis</i> von JÖRG ROBERT .....	1
---	---

## I. Fragmente

Hochstapler, Wechselbälger und Demagogen Legitimitätskrisen und antiklassische Reflexe in Schillers Fragmenten von HANS RICHARD BRITTNACHER .....	21
--	----

Schwimmende Räume Schillers <i>Schiff</i> und Goethes <i>Reise der Söhne Megaprazons</i> von KARINA BECKER.....	41
---	----

„Des Gottes schöne Trümmer“ Zum anthropologischen Konzept der <i>Theosophie des Julius</i> von KALLIOPE KOUKOU .....	57
---	----

Allegorien im Guckkasten Zu Schillers <i>Seestücken</i> von MIRJAM SPRINGER .....	73
---	----

„(Die Fortsezzung folgt).“ Fragment und Serie in Schillers <i>Geisterseher</i> von ROLAND BORGARDS .....	101
--	-----

Der Arzt als Detektiv Fieberwissen und Intrige im <i>Geisterseher</i> von JÖRG ROBERT.....	113
--	-----

## II. Fragment und Ästhetik

Natur und Kunst als Eideshelfer des Vollkommenen von ROLF-PETER JANZ .....	135
Beargwöhnte Bruchstücke Schillers Profilierung idealistischer Dichtung von NIKOLAS IMMER.....	145
Versuch über die Schreibweise der offenen Denkform Anmerkungen zu Schillers <i>Philosophischen Briefen</i> und <i>Kallias, oder über die Schönheit</i> von WALTER HINDERER .....	161
Abbruch – Fragment – Scheitern? Schillers „erster Versuch“ über eine ästhetische Konstitution des Menschen von ANTJE BÜSSGEN .....	183
„Vestigia terrent“ Schillers Apologie einer fragmentarischen Ästhetik von MARIE-CHRISTIN WILM .....	217
Die Aporien des ‚Ganzen‘ von DIRK OSCHMANN.....	249
Die Trägerinnen und Träger .....	269

## Siglenverzeichnis

Friedrich Schillers Werke werden unter Verwendung nachfolgender Siglen zitiert:

- FA Friedrich Schiller: Werke und Briefe in zwölf Bänden, hg. von Otto Dann, Axel Gellhaus, Klaus Harro Hilzinger, Heinz Gerd Ingenkamp, Rolf-Peter Janz u. a. Frankfurt am Main 1988–2004.
- HA Friedrich Schiller: Sämtliche Werke in 5 Bänden. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert hg. von Peter-André Alt, Albert Meier und Wolfgang Riedel. München/Wien 2004.
- NA Schillers Werke. Nationalausgabe. Begründet von Julius Petersen u. a., hg. im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums Marbach von Norbert Oellers und Siegfried Seidel. Weimar 1943ff.

Johann Wolfgang von Goethes Werke werden unter Verwendung des Namens und nachfolgender Siglen zitiert:

- FA Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche. 40 in 45 Bänden in zwei Abteilungen, hg. von Friedmar Apel u. a. Frankfurt am Main 1998.
- HA Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Erich Trunz. Hamburg 1948ff.
- MA Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. 21 in 33 Bänden, hg. von Karl Richter. München 1998.
- WA Goethes Werke, hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 133 Bände in 143 Teilen. Weimar 1887–1919.

# Der Arzt als Detektiv

## Fieberwissen und Intrige im *Geisterseher*

von JÖRG ROBERT

### I. Schillers literarische Anthropologie – zum *state of the arts*

Der ‚philosophische Arzt‘ und Anthropologe Friedrich Schiller gehört zu den faszinierendsten Entdeckungen der Aufklärungs- und Klassikforschung in den vergangenen Dekaden. Stimuliert durch die „anthropologische Wende der Spätaufklärung“,<sup>1</sup> die den ‚wohltemperierten Menschen‘<sup>2</sup> in den Mittelpunkt rückte, und im Versuch, die Polemik gegen die „Klassik-Legende“<sup>3</sup> gleichsam vom Rande zu relativieren, wurde Schillers frühe

---

<sup>1</sup> Riedel, Wolfgang: Die anthropologische Wende. Schillers Modernität. In: Hinderer, Walter (Hg.): Friedrich Schiller und der Weg in die Moderne. Würzburg 2007, S. 143–163; erneut in: Robert, Jörg (Hg.): Würzburger Schiller-Vorträge 2005. Würzburg 2007, S. 1–24; den Ausgangspunkt stellt die Studie von Hans-Jürgen Schings dar: Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1977 (hier S. 11–40: „Der philosophische Arzt. Anthropologie, Melancholie und Literatur im 18. Jahrhundert“). Die Tatsache, dass die Anthropologie inzwischen Lehrbuchstatus erreicht hat, dürfte den Abschluss der heroischen Epoche ihrer Erforschung bezeichnen. Košenina, Alexander: Literarische Anthropologie. Die Neuentdeckung des Menschen. Berlin 2008. Zum Überblick über den Ertrag der älteren Anthropologieforschung Riedel, Wolfgang: Anthropologie und Literatur in der deutschen Spätaufklärung. Skizze einer Forschungslandschaft. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL), Sonderheft 6. Forschungsreferate 3 (1994), S. 93–157.

<sup>2</sup> Nowitzki, Hans-Peter: Der wohltemperierte Mensch. Aufklärungsanthropologien im Widerstreit. Berlin/New York 2003, hier S. 81–85 zum *Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen*.

<sup>3</sup> Berghahn, Klaus L.: Von Weimar nach Versailles. Zur Entstehung der Klassik-Legende im 19. Jahrhundert. In: Grimm, Reinhold/Hermand, Jost (Hg.): Die Klassik-Legende. Frankfurt am Main 1971, S. 50–78.

Anthropologie zuerst in Wolfgang Riedels paradigmatischer Untersuchung als ein Werkbereich identifiziert, in dem sich medizinische mit philosophisch-theologischen und literarischen Diskursbeständen, Topiken und Metaphorologien verbinden.<sup>4</sup> Das anthropologische Paradigma näherte sich den vertrauten, jedoch in die Krise geratenen Konzepten der Klassikforschung – Humanität, Bildung, ästhetische Erziehung usw. – nun gleichsam ‚von unten‘ her und im Lichte Nietzsches am „Leitfaden des Leibes“.<sup>5</sup> Der Idealist und Kantianer erschien im kalten Lichte des medizinischen Realisten, der sich mit radikalaufklärerischen, materialistischen Thesen auseinandersetzt. Zumal der in Verruf geratene Bildungsbegriff<sup>6</sup> erhielt vom Konzept des ‚ganzen Menschen‘<sup>7</sup> eine neue Perspektive, die sich zudem gut mit wissens-, kultur- und diskursgeschichtlichen Fragestellungen verbinden ließ.<sup>8</sup> Schiller, zumal der frühe, hat sich für *alle* methodischen Register bis hin zur Fachwissenschaft und zur Debatte um die Wissenspoetik als kompatibel erwiesen.<sup>9</sup> Die Leitfrage, wie die Medizin den Dichter formte,<sup>10</sup> ist gerade für die Epoche ‚vor der Klassik‘<sup>11</sup> zum

---

<sup>4</sup> Riedel, Wolfgang: Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der ‚Philosophischen Briefe‘. Würzburg 1985. Vertieft noch einmal in ders.: Jacob Friedrich Abel: Eine Quellenedition zum Philosophieunterricht an der Stuttgarter Karlsschule (1773–1782). Mit Einleitung, Übersetzung, Kommentar und Bibliographie. Würzburg 1995. Die anthropologische Wende zeigt sich darin, dass die große Schiller-Biographie Peter-André Alts den medizinischen Traktaten ein umfangreiches Kapitel widmet. Alt, Peter-André: Schiller. Leben – Werk – Zeit Bd. I. München 2000, S. 156–188.

<sup>5</sup> Pfothner, Helmut: Literarische Anthropologie: Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Leitfaden des Leibes. Stuttgart 1987, S. 1.

<sup>6</sup> Bollenbeck, Georg: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt am Main 1994.

<sup>7</sup> Schings, Hans-Jürgen (Hg.): Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposion 1992. Stuttgart 1994.

<sup>8</sup> Ich zitiere exemplarisch die folgenden diskurs- und kulturwissenschaftlich inspirierten Aufsätze zum Frühwerk: Stöckmann, Ingo: Traumleiber. Zur Evolution des Menschenwissens im 17. und 18. Jahrhundert. In: IASL 26/2 (2001), S. 1–55; Bösmann, Holger: Projekt-Mensch. Anthropologischer Diskurs und Moderneproblematik bei Friedrich Schiller. Würzburg 2005; Borgards, Roland: Hirsche, Schweine, Hasen. Zum Tierbestand in Schillers *Verbrecher aus verlorener Ehre* und Abels *Lebens-Geschichte Friedrich Schwans*. In: Riedel, Wolfgang (Hg.): Würzburger Schiller-Vorträge 2009. Würzburg 2011, S. 63–82; Schäffner, Wolfgang/Vogl, Joseph: Polizey-Sachen. In: Hinderer, Walter (Hg.): Friedrich Schiller und der Weg in die Moderne. Würzburg 2006, S. 47–65.

<sup>9</sup> Zum *state of the arts* der Wissenspoetik Pethes, Nicolas: Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht. In: IASL 28 (2003), S. 181–231.

<sup>10</sup> Werner, Bernd: Der Arzt Friedrich Schiller – wie die Medizin den Dichter formte. Würzburg 2011.



Königsweg der Schiller-Forschung geworden. Die frühen Dramen und Novellen wurden zum kanonischen Modellfall einer literarischen Anthropologie, die Wissensbestände nicht nur ausschreibt und integriert, sondern dazu nutzt, ihre Voraussetzungen, Dynamiken und Aporien in exemplarischen Fallanalysen herauszupräparieren.<sup>12</sup> In dieser doppelten, fach- und kulturwissenschaftlichen Orientierung, ist Schillers literarische Anthropologie – wie die Anthropologie insgesamt – längst ein kanonisches Forschungsthema geworden, das nachgerade Handbuchstatus erlangt hat.<sup>13</sup>

Dennoch lässt sich das Feld noch einmal differenzieren. Die Verteilung der Forschungsintensität über die verschiedenen Teilbereiche – medizinische Schriften, frühe Dramen, Theosophie usw. – ist keineswegs homogen. Innerhalb der fachwissenschaftlichen Erschließung standen entsprechend der Platner-Rezeption und Anthropologie-Renaissance<sup>14</sup> jene Teile im Vordergrund, die sich mit dem Paradigma des ‚philosophischen Arztes‘ und dem Problem des *comercium mentis et corporis* verbinden ließen – d. h. die erste und dritte Dissertation (*Philosophie der Physiologie* bzw. *Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen*). Von hier aus fiel neues Licht vor allem auf die *Räuber*,<sup>15</sup> kaum noch auf die übrigen frühen Dramen zwischen *Kabale und Liebe* und *Don Carlos*.<sup>16</sup> Schon Wolfgang Riedel hat den Blick

---

<sup>11</sup> Robert, Jörg: Vor der Klassik. Die Ästhetik Schillers zwischen Karlsschule und Kant-Rezeption. Berlin/Boston 2011.

<sup>12</sup> Zur Begriffsklärung Riedel, Wolfgang: Literarische Anthropologie. Eine Unterscheidung. In: Braungart, Wolfgang/Ridder, Klaus/Apel, Friedmar (Hg.): Wahrnehmen und Handeln. Perspektiven einer Literaturanthropologie. Bielefeld 2004, S. 337–366.

<sup>13</sup> Košenina (Anm. 1). Vgl. die Artikel in den verschiedenen Schiller-Handbüchern.

<sup>14</sup> Košenina, Alexander: Ernst Platners Anthropologie und Philosophie. Der ‚philosophische Arzt‘ und seine Wirkung auf Johann Karl Wezel und Jean Paul. Würzburg 1989; Naschert, Guido/Stiening, Gideon (Hg.): Ernst Platner (1744–1818). Konstellationen der Aufklärung zwischen Philosophie, Medizin und Anthropologie. Hamburg 2007; Košenina, Alexander (Hg.): Ernst Platner – Der Professor. Hannover 2007.

<sup>15</sup> Riedel, Wolfgang: Die Aufklärung und das Unbewusste. Die Inversionen des Franz Moor. In: JbDSG 37 (1993), S. 198–220; Schuller, Marianne: Körper. Fieber. Räuber. Medizinischer Diskurs und literarische Figur beim jungen Schiller. In: Physiognomie und Pathognomie 1994, S. 153–168; Robert: Vor der Klassik (Anm. 11), S. 80–88.

<sup>16</sup> Immer noch anregend Kittler, Friedrich: Carlos als Carlsschüler. In: Barner, Wilfried/Lämmert, Eberhard/Oellers, Norbert (Hg.): Unser Commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik. Stuttgart 1984, S. 241–275.

auf die *Philosophischen Briefe*<sup>17</sup> und den *Geisterseher* gelenkt, der als negativer Bildungsroman das „Grammont-Syndrom von Melancholie und Skeptizismus“<sup>18</sup> aufnimmt und die Geheimbundthematik mit anthropologischen Fragen der Religionspsychologie („religiöse Melancholie“; NA 16, 103) oder der proto-ästhetischen Frage nach der Legitimität der Illusion verschränkt.<sup>19</sup> Schon für den *Don Carlos* scheint dagegen das Anthropologie-Paradigma keine Rolle mehr zu spielen. Dies gilt erst recht für die ästhetischen Essays, in denen – mit Ausnahme der Trieblehre der *Ästhetischen Briefe* – kaum ein Konnex zur frühen Medizin zu bestehen scheint.

Dass für den Schiller der Neunziger Jahre „zu den naturphilosophischen Neigungen des jungen Karlsschulmediziners aus Mangel an systematischem Interesse und aus prinzipiellen Vorbehalten kein Weg mehr zurück[führe]“,<sup>20</sup> wäre jedoch zu überprüfen. Eher scheint es so, als habe die Freundschaft mit Goethe die eigenen naturwissenschaftlichen Interessen neu stimuliert. Alexander von Humboldt schreibt im Rückblick auf das Jahr 1795: „Schiller, in jugendlicher Erinnerung an seine medizinischen Studien, unterhielt sich während meines langen Aufenthaltes in Jena gern mit mir über physiologische Gegenstände.“<sup>21</sup> Die Einladung an Humboldt zur Mitarbeit an den *Horen* steht im Zusammenhang des Versuchs, die Zeitschrift für naturwissenschaftliche Fragen offen zu halten.<sup>22</sup> Die Gespräche mit Humboldt, aus denen dessen Beitrag *Die Lebenskraft, oder der rhodische Genius* (1795) hervorgeht, rücken die älteren anthropologischen Themen in den Horizont der sich konstituierenden ‚Lebenswissenschaften‘. Immerhin wird der Terminus ‚Biologie‘ 1797 in Theodor

---

<sup>17</sup> Colosimo, Jennifer Driscoll: The artist in contemplation. Love and creation in Schiller’s ‚Philosophische Briefe‘. In: German life and letters 60/1 (2007), S. 17–39; Hiller, Marion: Liebe zielt nach Einheit, Egoismus ist Einsamkeit. Zum Opfergedanken in Schillers ‚Don Carlos‘ und den ‚Philosophischen Briefen‘. In: Euphorion 99/1,2 (2005), S. 115–128; Hinderer, Walter: Konnotationen von Freundschaft und Liebe in Schillers ‚Philosophischen Briefen‘ und Hölderlins ‚Hyperion‘. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 119/4 (2000), S. 498–516; Robert, Jörg: Eine Poetik der Selbstliebe – Schiller und die Moralistik. In: Kapp, Volker/Scholl, Dorothea (Hg.): Literatur und Moral. Berlin 2011, S. 339–357.

<sup>18</sup> Riedel: Anthropologie (wie Anm. 4), S. 242.

<sup>19</sup> Robert: Vor der Klassik (Anm. 11), S. 161–222.

<sup>20</sup> Alt (Anm. 4), Bd. II, S. 575.

<sup>21</sup> Nach Meyer-Abich, Adolf (Hg.): Biologie der Goethezeit, Stuttgart 1949, S. 181.

<sup>22</sup> NA 35, 36–38. Zum spannungsvollen Verhältnis zwischen Schiller und Goethe vgl. meinen Beitrag: Weltgemälde und Totalansicht. Ästhetische Naturerkenntnis und Poetik der Landschaft bei Schiller und Alexander von Humboldt. In: Feger, Hans/Brittnacher, Hans Richard (Hg.): Die Realität der Idealisten. Friedrich Schiller – Wilhelm von Humboldt – Alexander von Humboldt. Köln/Weimar/Wien 2008, S. 35–52.

Gustav August Rooses Schrift *Grundzüge der Lehre von der Lebenskraft* – eher beiläufig – geprägt.<sup>23</sup> Die Nähe zu Goethe und zu den aktuellen Debatten um Morphologie, Lebenskraft und Selbstorganisation beeinflussen Schillers klassische Ästhetik, eine Tendenz, die höchstens im Ansatz gesehen und beschrieben wurde.<sup>24</sup> Dass die Fortwirkung der empirischen Psychologie vor allem in den Dramenfragmenten der klassischen Zeit erkannt wurde,<sup>25</sup> unterstreicht die vielschichtige Relevanz dieses Korpus für Schillers literarische Anthropologie.

## II. *Casus* und *crisis* – Fieberwissen und Romanpoetik

Innerhalb der medizinischen Schriften steht Schillers zweite Dissertation mit dem Titel *De discrimine februm inflammatoriarum et putridarum* (*Über die Unterscheidung von entzündungsartigen Fiebern und Faulfiebern*, 1780) noch immer am Rande. Die Sprachbarriere und der engere fachwissenschaftliche Zuschnitt sind dafür verantwortlich, dass die Schrift in der literaturwissenschaftlichen Forschung kaum beachtet wurde.<sup>26</sup> Mit ihrem fachwissenschaftlichen Charakter scheint sie dem Projekt einer phi-

---

<sup>23</sup> Theodor Gustav August Rooses Schrift *Grundzüge der Lehre von der Lebenskraft*. Braunschweig 1797, Vorrede (unpag.), S. 1: „Ich habe bei der Herausgabe dieses Entwurfes einer Biologie wenig an die Ler desselben vorzuerinnern“; Jahn, Ilse: ‚Biologie‘ als allgemeine Lebenslehre. In: Dies (Hg.): *Geschichte der Biologie. Theorie, Methoden, Institutionen, Kurzbiographien*. Stuttgart u. a. 1998, S. 283–289.

<sup>24</sup> Eine Pionierstudie hat Wolfgang Grohmann vorgelegt: *Prägnanter Moment und punctum saliens*. Zwei Begriffe aus Schillers Werkstatt. In: *Acta Germanica* 7 (1972), S. 59–76. Anregend Wilm, Marie-Christin: Die Jungfrau von Orleans, tragödientheoretisch gelesen. Schillers ‚Romantische Tragödie‘ und ihre praktische Theorie. In: *JbDSG* 47 (2003), S. 141–170; vgl. meinen Beitrag: *Punctum saliens* und empirische Wende. Schillers späte Fragmente und ihre Poetik. In: Henke, Silke/Immer, Nikolas (Hg.): *Schillers Schreiben*. Herausgegeben im Auftrag des Weimarer Schillervereins e. V. Weimar 2013.

<sup>25</sup> Stellvertretend für viele Einzelstudien sei die ausgezeichnete Monographie von Nikolas Immer genannt: *Der inszenierte Held. Schillers dramenpoetische Anthropologie*. Heidelberg 2008, sowie der glänzende Überblick bei Helmut Pfotenhauer: *Genealogie der Identität. Schillers späte dramatische Fragmente*. In: ders.: *Um 1800. Konfigurationen der Literatur, Kunstliteratur und Ästhetik*. Tübingen 1991, S. 179–199.

<sup>26</sup> Ich zitiere im Folgenden nach der Neuedition von Irmgard Müller in HA V, 1056–1147. Neben Irmgard Müllers einlässlicher Kommentierung (HA V, 1314–1341 sind zu nennen: dies.: ‚Die Wahrheit ... von dem Krankenbett aus beweisen‘. Zu Schillers medizinischen Studien und Bestrebungen. In: Grathoff, Dirk/Leibfried, Erwin (Hg.): *Schiller: Vorträge aus Anlaß seines 225. Geburtstages*. Frankfurt am Main 1991, S. 112–132; Alt (Anm. 4), Bd. I, S. 172–177; Robert: *Vor der Klassik* (Anm. 11), S. 55–80; im Hinblick auf die *Räuber* auch der unter Anm. 15 genannte Beitrag von Marianne Schuller.

losophischen Arzneikunst zu widersprechen, dem sich Schiller selbst in der Vorrede zur dritten Dissertation, dem *Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen*, verpflichtet. „Philosophie und Arzneiwissenschaft stehen unter sich in der vollkommensten Harmonie“ (NA 20, 38). Dagegen wird die fachwissenschaftlich-empirische Richtung, die Schiller eben noch in der zweiten Dissertation verfolgt hatte, zurückgewiesen:

Ein Arzt, dessen Horizont sich einzig und allein um die historische Kenntniß der Maschine dreht, der die gröbern Räder des seelenvollsten Uhrwerks nur terminologisch und örtlich weißt (!), kann vielleicht vor dem Krankenbette Wunder thun, und vom Pöbel vergöttert werden; – aber *Euer Herzogliche Durchlaucht* haben die Hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brodwissenschaft in den höhern Rang einer philosophischen Lehre erhoben. (NA 20, 38)

Der methodische Schwenk wie das Lob an den väterlichen Herzog hat taktisch-rhetorische Gründe. Die Opposition von philosophisch-spekulativer und praktisch-klinischer Medizin zeigt die Janusköpfigkeit der zeitgenössischen Medizin, nicht nur im Kontext der hohen Karlsschule. Beide Tendenzen bleiben in Schillers Schreiben durchgehend präsent. Beide sind gleichermaßen durchlässig für Literarisches. Dies gilt nicht nur für den *Versuch über den Zusammenhang*, der in § 15 aus den *Räubern* – „Life of Moor. Tragedy by Krake“ – zitiert, sondern schon für die Fieberdissertation, die keineswegs „frei von poetischen Versatzstücken geblieben ist“.<sup>27</sup> Umgekehrt ist der Einfluss der Fieberpoetik auf das Frühwerk ein durchaus nachhaltiger. Schon im *Versuch über den Zusammenhang* wird die Fieberlehre aufgenommen und – wie gesagt – durch eine Probe aus den *Räubern* belegt (NA 20, 60f.). Ähnliches gilt für die Lyrik: So steht die *Anthologie auf das Jahr 1782* unter dem doppelten Vorzeichen des ‚zweiten Petrarkismus‘<sup>28</sup> und der Fieberpathologie.<sup>29</sup>

Damit ist die Spurensuche noch nicht erschöpft. Ein weiteres Beispiel für die Präsenz und Transformation der medizinischen Fieberlehre im frühen und mittleren Werk findet sich im *Geisterseher*, Schillers unvollendetem philosophischem Roman. Es handelt sich um eine weithin übersehene Passage, die jedoch für die Konstruktion der Handlung nicht ohne

---

<sup>27</sup> Müller (Anm. 26), S. 1317. Dagegen die Beispiele in Robert: Vor der Klassik (Anm. 11), S. 75–80.

<sup>28</sup> Korch, Katrin: Der zweite Petrarkismus. Francesco Petrarca in der deutschen Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts. Aachen 2000; Aurnhammer, Achim (Hg.): Petrarca in Deutschland. Katalog zur Ausstellung zum 700. Geburtstag (20. Juli 2004). Heidelberg 2004.

<sup>29</sup> Robert (Anm. 11), S. 88–121.

Bedeutung ist. Sie schlägt eine Brücke vom Fieberwissen des Karlsschülers zu „Scepticismus und Freidenkereï“, den „Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes“,<sup>30</sup> unter denen der Prinz von \*\* in Religionsdingen zu leiden hat. Dass Schiller hier dem Programm der empirischen Psychologie und damit der Anthropologie im Platnerschen Sinne verpflichtet bleibt, ist oft genug hervorgehoben worden. Im *Verbrecher aus verlorener Ehre* wiederum entfaltet Schiller die Eckpunkte seiner literarischen Anthropologie. Der Autor tritt als empirischer Psychologe auf. Als „Menschenforscher“ betreibt er „Seelenlehre“ und beschwört einen neuen „Linnäus“, der die menschliche Seele „nach Trieben und Neigungen klassifizierte“ (NA 16, 7). Schiller ist auch im Medizinischen Mechanist. Verbrechen ist Effekt unglücklicher Kräftekonstellationen. Literarische Anthropologie schreibt „die Annalen seiner [des Menschen; JR] Verirrungen“. Die Vorstellung einer Annalistik der psychophysischen Devianz verbindet die Fieberschrift mit der Vorrede zum *Verbrecher* und zum *Geisterseher* (NA 16, 7 bzw. 45). Der Mediziner und der Dichter arbeiten sich gegenseitig zu: In der Fieberschrift heißt es, der Mediziner greife mangels eigener Anschauung zu den „Annalen der Alten [sc. Mediziner]“ (HA V, 1056), die wiederum der neuere „Geschichtsschreiber“ (NA 16, 8) (so im *Verbrecher*) durch seine „Annalen [der] Verirrungen“ (NA 16, 7) bereichert. Literatur erhebt den Anspruch, zugleich Historiographie und Medizin zu sein. Hippokrates und Tacitus heißen die Autoritäten. Schlüsselbegriffe sind *casus* – Erzählen vom Einzelfall<sup>31</sup> – und *crisis* bzw. *paroxysmus*. Die Analogie zwischen Medizin und Literatur hat zwei Bezugspunkte, die man epistemologisch bzw. poetisch nennen kann. Einerseits setzen beide eine bestimmte Erkenntnistheorie voraus, die Empirie gegenüber Spekulation privilegiert; andererseits führen sie zu proto-dramatischen Strukturen, die Moment der Krise und Entscheidung stark hervorheben.

Hinzu kommt, dass Fieberschrift und anthropologische Fallgeschichte das historiographische Ethos der ‚wahren Geschichte‘ reklamieren können. Diese Wahrheit ist in beiden Fällen auch eine (auto-)biographische: Während sich in der Geschichte des Prinzen von \*\* Schillers eigene psychische Disposition und Lebensgeschichte – bis hinein in die Frage des Schuldenmachens! – spiegelt, referiert die Fieberschrift in § 30 ausführlich die Krankheitsgeschichte der eigenen Mutter, um die Spielart des exanthemischen Faulfiebers zu beschreiben.<sup>32</sup> So ist das

<sup>30</sup> NA 20, 108 (*Philosophische Briefe*).

<sup>31</sup> Vgl. Heinz, Jutta: Wissen vom Menschen und Erzählen vom Einzelfall. Untersuchungen zum anthropologischen Roman der Spätaufklärung. Berlin/New York 1996.

<sup>32</sup> HA V, 1120–1129; vgl. den Kommentar: HA V, 1318.

Schlagwort der ‚literarischen Anthropologie‘ durchaus differenzierter und komplexer, als gemeinhin angenommen. In Schillers Fall schließt sie nicht nur die Integration von Literatur und Wissen (Medizin) ein, sondern bildet ausgesprochene Hybrid- und Schwellenformen zwischen Biographie, Historiographie und medizinischer Kasuistik bzw. ‚Annalistik‘.

Angesichts solcher Konvergenzen überrascht es nicht, wenn schon die Vorrede zur Fieberschrift (§ 1–2) bis in den Wortlaut hinein das Programm der anthropologischen Erzähl- und Darstellungskunst entwirft. Die methodischen Anforderungen sind hier wie dort ähnlich: Sie heißen Praxis, Autopsie und Empirie, gewonnen „an den Betten der Kranken“<sup>33</sup> oder eben in der narrativen Ausfaltung eines *casus* wie dem des Prinzen. Diese Opposition von medizinischer Praxis („Praxis medica“; HA V, 1056) und toter Theorie („inanis Theoria“) kehrt im *Geisterseher* wieder, poetologisch wie inhaltlich. So wird der Prinz zum empirischen Fallbeispiel ‚religiöser Melancholie‘ aus theoretischer Übersättigung. Er hat seinen Geist mit „Spitzfindigkeiten“ und „verworrenen Begriffen an(ge)füllt“ (NA 16, 106) und vertraut in dilettantischer Unmündigkeit jenen Dogmen, die der Mediziner Schiller an der Wirklichkeit geprüft sehen will. In dieser Hinsicht ist der Prinz ein typisches Opfer von Lesesucht.<sup>34</sup> Denn es ist seine zugleich exzessive und wahllos-unkritische Lektüre, die den Prinzen in die Verirrungen treibt. Das Straßenlabyrinth Venedigs wird zum Realsymbol dieses Orientierungsverlustes: „Er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist“ (NA 16, 106).

### III. Der Hamlet-Komplex

Was Schiller dem Prinzen zuschreibt, deckt sich mit den fachlichen Überzeugungen des Mediziners. Auch er habe, schreibt er in der Vorrede der Fieberschrift, „mannigfache Labyrinth von Verirrungen durchlaufen, um zu der Überzeugung zu gelangen, dass in der Natur eine andere Ordnung

---

<sup>33</sup> HA V, 1056: „[N]isi viva eorundem cognitio ad lectos aegrorum antecesserit“ (Übersetzung, auch im Folgenden: JR).

<sup>34</sup> Zu diesem Thema im Allgemeinen Koschorke, Albrecht: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. München 2003, S. 393–430; König, Dominik von: Lesesucht und Lesewut. In: Göpfert, Herbert G. (Hg.): Buch und Leser. Vorträge des ersten Jahrestreffens des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens 1976. Hamburg 1977, S. 89–124; auf den *Geisterseher* bezogen Robert (Anm. 11), S. 174–176.

herrsche, als wir sie uns in unseren Lehrbüchern zurechtlegen“.<sup>35</sup> Schiller bekräftigt dies effektiv mit einem Zitat aus *Hamlet*: „There are more things in Heaven and Earth / Than are dreamt of in our philosophy“ (HA V, 1064). In dieser Erfahrung, die Schiller mit *Hamlet* teilt, liegt der thematische Kern des Romans. Sechs Jahre später wird aus der offen gehaltenen Frage nach den „unknown causes“ die Keimzelle zur Geisterseherei. Im Romanfragment wiederholt der Prinz von \*\* die Verse nach der ersten Begegnung mit dem Armenier: „Graf,‘ sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, ‚es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophien träumen“.<sup>36</sup> Die Anspielung ist kein Zufall. In Schillers Frühwerk gibt es einen Hamlet-Komplex, dessen Spuren zwischen Fieberschrift und *Geisterseher*, zwischen medizinischer und metaphysischer Spekulation hin und herlaufen. Dass der Prinz von Dänemark den Prinzen von \*\* literarisch präfiguriert, ließe sich an einem ganzen Arsenal von Motiven zeigen, dessen wichtigstes die Skepsis gegenüber dem Wunderbaren und Übersinnlichen darstellt. Ebenso versteht sich, dass die Geisterbeschwörung des Romans nicht nur an zeitgenössische Scharlatane wie Gessner, Schröpfer usw. denken lässt,<sup>37</sup> sondern auch an den Spielleiter Hamlet, der zu kriminalistischen Zwecken den „Mord von Gonzago“ aufführt.<sup>38</sup> Schiller reiht sich mit seiner Faszination für die Geistererscheinungen des *Hamlet* in eine Phalanx mit Autoren wie Herder, Bürger oder Lessing ein. Der poetologische Diskurs um das Wunderbare traf hier unmittelbar mit der aufgeklärten Fronde gegen jede Form von Spiritismus zusammen.<sup>39</sup>

Schiller findet in Shakespeares *Hamlet* elementare Fragen seiner metaphysischen Krise, aber auch einen psychologisch-literarischen Phänotyp, der in den achtziger Jahren durch Variationen zu einer Reihe ausge-

<sup>35</sup> HA V, 1064: „Ego quidem per varios Errorum labyrinthos ad persuasionem tandem perductus sum, talem ordinem non esse in rerum natura, qualem in nostris compendiis concinnamus.“

<sup>36</sup> NA 16, 49. *Hamlet* I, 5 (in der Fassung Eschenburgs; NA 16, 444): „And therefore as a stranger give it welcome. / There are more things in heaven and earth, / Horatio, / Than are dreamt of in your philosophy“. Hanstein weist darauf hin, dass die Verse Ende des 18. Jahrhunderts immer wiederholt zitiert werden (Hanstein, Adalbert von: *Wie entstand Schillers Geisterseher*. Berlin 1903, S. 56).

<sup>37</sup> Robert (Anm. 11), S. 176–181.

<sup>38</sup> Schiller wird dieses Motiv bereits 1788 in den *Künstlern*, später in den *Kranichen des Ibykus* aufnehmen: „Das ist der Eumeniden Macht! / Der fromme Dichter wird gerochen, / Der Mörder bietet selbst sich dar. / Ergreift ihn, der das Wort gesprochen, / Und ihn, an den’s gerichtet war.“ (NA 1, 390, V. 172–176)

<sup>39</sup> Cersowsky, Peter: ‚Wunderbare Welt‘. Zu Bürger und Shakespeare. In: Alt, Peter-André u. a. (Hg.): *Prägnanter Moment. Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik*. Festschrift für Hans-Jürgen Schings. Würzburg 2002, S. 105–126.

baut wird: Ob Karl Moor, Fiesko oder der Prinz von \*\*: Sie alle sind Brüder Hamlets, Postfigurationen des mit sich und Gott zerfallenen Zauderers – bis hin zum *Cunctator* Wallenstein, der seinerseits einen Doppelgänger des eigenen Fiesko darstellt.<sup>40</sup> Schillers „Philosophie [der] Verzweiflung“ (NA 3, 122) kreist daher obsessiv um jenen Text, den Friedrich Schlegel als Modellfall einer „philosophische[n] Tragödie“ beschrieben hat, deren „Totaleindruck [...] ein *Maximum der Verzweiflung*“, die Empfindung einer „ewigen *Kolossalen Dissonanz*“ sei.<sup>41</sup> Ein *Xenion* aus dem *Musen-Almanach* von 1797 („aufgelöstes Rätsel“) beantwortet die Frage, „warum uns Hamlet so anzieht“, daher bündig: „Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt“ (HA I, 292).

#### IV. Spurensuche – Fieberwissen und Intrige

Neben *Hamlet* steht das Fieber als handlungsstrukturierendes Moment. Wenn der Prinz von \*\* die *eine* Facette des Autors – den metaphysischen Zweifel – widerspiegelt, so zeichnet sich in der Figur des Armeniers die des literarischen Arztes Schillers ab. Erinnern wir uns dazu an den Ausgangspunkt des Romans, jenes „X vor Beginn“<sup>42</sup>, das auch am Ende des Schreibprozesses noch eine ungelöste Variable in der Gleichung dieses metaphysischen Detektivromans<sup>43</sup> sein wird. Ob Kriminalroman oder nicht, auch er „fällt“, wie von Bloch gefordert, „mit der Leiche ins Haus“.<sup>44</sup> Auf dem Markusplatz werden der Prinz und der Graf von O\*\* von einer geheimnisvollen „Maske“, einem „Armenier“, verfolgt, der, bevor sich seine Spur erneut verliert, dem Prinzen eine mysteriöse Botschaft übermittelt: „Um neun Uhr ist er gestorben“ (NA 16, 47). Das Mysterium, die Prophetie, die eigentlich eine *Tele-Pathie* ist, löst sich auf. Ein unvermittelt eintreffender Brief aus der Heimat annonciert dem Prinzen von \*\* den Tod seines Cousins, der als Erbprinz an zweiter Stelle der Thronfolge gestanden habe. Wie der Armenier angegeben hat, ist er „vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr“ verschieden (NA 16, 48). Dem Prinzen, der nun selbst an die zweite Stelle der Thronfolge rückt, scheint sich der Weg zur Usurpation des Thrones zu ebnen. Diese Aussicht wird jedoch für den Prinzen beinahe zur Nebensache. Denn dieser Einbruch des

<sup>40</sup> So ist es wohl auch kein Zufall, wenn Schiller in den Kallias-Briefen ausgerechnet den *Hamlet* assoziiert, wenn es um die Frage nach dem Verhältnis von „Person“ und „Rolle“ geht (NA 26, 226).

<sup>41</sup> Schlegel, Friedrich von: Studien des Klassischen Altertums. Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe Abt. 1 Bd. 1, hg. von Ernst Behler. Paderborn 1979, S. 248.

<sup>42</sup> Bloch, Ernst: Philosophische Ansicht des Detektivromans. In: ders.: Verfremdungen I. Frankfurt am Main 1962, S. 52.

<sup>43</sup> Robert (Anm. 11), S. 166–171.

<sup>44</sup> Bloch (Anm. 42), S. 51.



Wunderbaren stürzt ihn in eine Weltanschauungskrise, die durch das eben angeführte *Hamlet*-Wort treffend ausgedrückt ist. Die Suche nach dem Armenier ist zugleich die Suche nach bekannten, d. h. rationalen Gründen für die Möglichkeit eines solchen Fernwissens oder -wirkens.

Eines will der Prinz jedoch vermeiden: Er will sich, um das Bloch-Zitat abzuwandeln, kein X für ein U vormachen lassen. Seine „Scharfsichtigkeit“<sup>45</sup> sucht er zu nutzen, um Aufklärung über die rätselhafte erste Begegnung mit dem Armenier zu gewinnen. Dies geschieht in einer Unterredung zwischen dem Prinzen und dem Grafen von O\*\* am Ende des ersten Buches. Damit ist ein vorläufiger Endpunkt, wenn auch keine Lösung erreicht. Dass nämlich dieses erste Buch „[w]enigstens [...] als Fragment ein Ganzes“ ausmache, „wenn [...] gleich die Forderung der Leser nicht befriedigt [wird], die den weiteren Verlauf gern wissen möchten“, merkte schon Körner an (NA 16, 416). Dies gilt zumal für die rätselhafte Voraussage des Armeniers, die am Anfang steht. Die Art und Weise, wie der Prinz sie zu lösen versucht, und welches Wissen er dem Armenier unterstellt, verweist zurück auf den Autor und seine medizinischen Anfänge. Es wird sich nämlich zeigen, dass der Dialog nicht nur ein „detektivisches“,<sup>46</sup> sondern auch ein diagnostisches Gespräch ist. Die kriminalistische Spurensuche bedient sich der nosologischen, die Schiller in der Fieberschrift mit dem bildkräftigen Terminus *Technicus* als „morbi Ichnographia“ – „Spurensuche (d. h. Grundstruktur) der Krankheit“ bezeichnet (HA V, 1058).

Der Dialog zwischen dem Prinzen und seinem Watson, dem Grafen von O\*\*, setzt die Reflexion über die mysteriöse Todesprophetie auf, die von der raschen Folge der sich überstürzenden Ereignisse zunächst unterbunden worden war. Die stundengenaue Voraussage erweist sich als hartnäckigstes Argument gegen eine Demaskierung des Armeniers als Tuschenspieler: „Unbegreiflich bleibt sie aber doch, und ich fordre alle unsre Philosophen auf, mir einen Aufschluß darüber zu erteilen“. Auch wenn der Prinz „auf den Namen eines Philosophen“ (NA 16, 99) keinen Anspruch machen will, sieht er sich doch im Stande, „auch zu diesem Wunder einen natürlichen Schlüssel“ zu finden, ihm den „Schein des Außerordentlichen“ zu nehmen (NA 16, 100). Am Ende bleibt die Alternative – Plan oder Zufall – jedoch offen: „Die Zeit wird dieses Geheimnis aufklären oder auch nicht aufklären“ (NA 16, 101). Das bedeutet nichts weniger, als die Frage nach der Existenz des Wunderbaren, nach der Möglichkeit von Magie wie Metaphysik am Ende offen zu lassen. Die Offenheit des Endes reflektiert diese Unsicherheit, die den *Geisterseher* durchzieht.

---

<sup>45</sup> So Körner, 15.5.1788 (NA 16, 416).

<sup>46</sup> Deinet, Klaus: *Der Geisterseher*. München 1991, S. 31–37.

Der Prinz (wie sein Autor) erweist sich in dieser Urteilsenthaltung als genuiner Skeptiker, der noch die Skepsis gegen die Metaphysik skeptisch zur Diskussion stellt. Offenbar ist der Prinz jedoch nicht nur Dilettant in Sachen Philosophie und Theologie. Der philosophische Kopf versucht sich als Physiologe, der Skeptiker verwandelt sich in den Arzt. Bemerkenswert ist diese schwierige Episode in dreifacher Hinsicht: biographisch, gattungsgeschichtlich, poetologisch: 1. beleuchtet sie die biographischen Anteile, die in die Zeichnung des Prinzen einfließen; 2. unterstreicht sie eine typologische Familienähnlichkeit zwischen Arzt und Detektiv, die kriminalistische und medizinische ‚Spurensuche‘ eingeführt und für die Geschichte der Detektivliteratur bedeutsam werden wird. Aber sie konturiert 3. auch die Figur des Armeniers, der – träfe denn die medizinische Erklärung zu, was offen bleibt – als kühl kalkulierender ‚umgekehrter‘ Arzt die Nachfolge des Intriganten Franz Moor antritt.

Doch zunächst zur Episode in ihrer sachlich-medizinischen Substanz. Aus dem Folgenden wird deutlich, dass es sich bei dem im Anschluss an die Prophetie eintreffenden Brief mit der Todesmitteilung um eine Art medizinisches Bulletin gehandelt haben muss, das die Ursachen für das Ableben des Bruders enthielt:

Sie haben mit mir die nähern Nachrichten von der Krankheit meines verstorbenen Cousins gelesen. Es war in einem Anfall von kaltem Fieber, wo ihn ein Schlagfluß tötete. Das Außerordentliche dieses Todes, ich gestehe es, trieb mich an, das Urteil einiger Ärzte darüber zu vernehmen, und was ich bei dieser Gelegenheit in Erfahrung brachte, leitet mich auf die Spur dieses Zauberwerks. Die Krankheit des Verstorbenen, eine der seltensten und fürchterlichsten, hat dieses eigentümliche Symptom, daß sie während des Fieberfrostes den Kranken in einen tiefen unerwecklichen Schlaf versenkt, der ihn gewöhnlich bei der zweiten Wiederkehr des Paroxysmus apoplektisch tötet. Da diese Paroxysmen in der strengsten Ordnung und zur gesetzten Stunde zurückkehren, so ist der Arzt von demselben Augenblick an, als sich sein Urteil über das Geschlecht der Krankheit entschieden hat, auch in den Stand gesetzt, die Stunde des Todes anzugeben. Der dritte Paroxysmus eines dreitägigen Wechselfiebers fällt aber bekanntlich in den fünften Tag der Krankheit – und gerade nur soviel Zeit bedarf ein Brief, um von \*\*\*, wo mein Cousin starb, nach Venedig zu gelangen. Setzen wir nun, daß unser Armenier einen wachsamem Korrespondenten unter dem Gefolge des Verstorbenen besitze, – daß er ein lebhaftes Interesse habe, Nachrichten von dorthier zu erhalten daß er auf mich selbst Absichten habe, die ihm der Glaube an das Wunderbare und der Schein übernatürlicher Kräfte bei mir befördern hilft –, so haben Sie einen natürlichen Aufschluß über jene Wahrsagung, die Ihnen so unbegreiflich deucht. Genug, Sie ersehen daraus die Möglichkeit, wie mir ein Dritter von einem Todesfall Nachricht geben

kann, der sich in dem Augenblick, wo er ihn meldet, vierzig Meilen weit davon ereignet. (NA 16, 100f.)

Hier spricht der Detektiv als Fieberarzt, der Autor aber aus eigener Erfahrung: Ende August 1783 hatte Schiller sich im sumpfigen Mannheim ein „leidiges kaltes Fieber“ (d. h. eine Malaria-Erkrankung) zugezogen, das sich mit mehreren „Rezidiven“ (NA 23, 115) bis in den November hinein zog.<sup>47</sup> „Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur *wir selbst*“,<sup>48</sup> dieser Satz aus dem Brief an Reinwald vom 14.4.1783 bewahrheitet sich auch hier. Schiller wusste, wovon er bzw. sein alter ego im Roman sprach, wenn er das „Seltene und Fürchterliche“ des malignen Fiebers hervorhob.<sup>49</sup> Träfe die Mutmaßung des Prinzen zu, so wäre das telepathische „Zauberwerk“ als medizinisches Kunststück enttarnt, die rätselhafte Prophetie zur medizinischen Prognose reduziert, die sich immerhin auf eine profunde Expertise selbst randständiger Krankheitsformen stützen würde. Auf den Spuren eines Franz Moor, der es machen will „wie der gescheide Arzt, (nur umgekehrt)“ (NA 3, 38), agiert der Armenier als ein „umgekehrter Anthropologe und negativer philosophischer Arzt“.<sup>50</sup>

In der medizinischen Registerarie des Franz Moor dürfte daher die Keimzelle für die Prophetie des *Geistersehers*, vielleicht für den ganzen Roman zu sehen sein. Nachdem Franz von dem „Originalwerk“ geschwärmt hat, „*den Körper vom Geist aus zu verderben*“, setzt er hinzu:

Hat man doch die Giftmischerey beinahe in den Rang einer ordentlichen Wissenschaft erhoben, und die Natur durch Experimente gezwungen, ihre Schranken anzugeben, daß man nunmehr des Herzens Schläge jahrlang vorausrechnet, und zu dem Pulse spricht, bis hieher und nicht weiter! – Wer sollte nicht auch hier seine Flügel versuchen? (NA 3, 39)

Der Armenier und Schiller selbst nehmen diese Anregung gerne auf. Schiller ist das Motiv so wichtig, dass er die Tirade Franzens sogleich durch eine Fußnote kommentiert: „Eine Frau in Paris soll es durch ordentlich angestellte Versuche mit Giftpulvern so weit gebracht haben, daß sie den entfernten Todestag mit zimlicher Zuverlässigkeit voraus bestimmen konnte. Pfui über unsere Aerzte die diese Frau im Prognostiziren be-

---

<sup>47</sup> Vgl. die Briefe Nr. 79 bis 83 in NA 23.

<sup>48</sup> NA 23, 79. Zu dieser Projektionspoetik vgl. meinen Beitrag: Eine Poetik der Selbstliebe (Anm. 17), S. 339–357.

<sup>49</sup> Dabei ist streng genommen nicht einmal klar, ob Schiller diese medizinische Antwort auf das Vorwissen des Armeniers schon zum Zeitpunkt der Niederschrift des ersten Teiles bewusst war oder ob sie sekundär, bei Abschluss der zweiten Hälfte des Buches, herangezogen wurde. Letzteres würde dem Versuch, „in eine planlose Sache Plan zu bringen“ (an Körner 15.5.1788; NA 16, 416), gut anstehen.

<sup>50</sup> Riedel: Anthropologie (Anm. 4), S. 244.

schämt!“ (NA 3, 39). Der philosophische Roman zeigt mithin die philosophische „Arzneykunst“ in einem ähnlich ambivalenten Licht, wie dies schon die *Räuber* getan hatten. Der Inbegriff des Intriganten ist der Mediziner. Führt dort die fachmedizinische Fährte in den *Räubern* zum *Versuch ueber den Zusammenhang*, so denkt der *Geisterseher* die Fieberdissertation und Fieberlehre weiter.

## V. Medizinhistorisches – Wechselfieber

Von welchen medizinischen Autoritäten der Prinz seine Urteile einholt, lässt der Text offen. Quellengeschichtlich dürften sie den bereits erwähnten Kompendien der Fieberlehre entstammen: Den großen Autoren wie Sydenham und Boerhaave, vielleicht auch den *minores*, die jene von Schiller beschriebene seltene und bösartige Subspezies des „dreitägigen Wechselfiebers“ („febris tertiana intermittens“) behandelten – ihre Bezeichnung schwankt in den Texten zwischen „komatösem“ und „einschläferndem“ Wechselfieber.<sup>51</sup> Schillers eigene Dissertation streift das Thema Wechselfieber nur am Rande: In § 2 wird eingeräumt, dass bei Wechselfiebern für gewöhnlich eine Ausscheidung der *materia peccans* „durch die Anstrengung der Natur“ („per naturae conamen“) gelinge – entgegen seinem Generaleinwand gegen Sydenhams Selbstheilungskraft der Natur.<sup>52</sup> Ein eigenes Kapitel zum „kalten Fieber“ fehlt; bei den beschriebenen Fiebertypen handelt es sich um kontinuierliche („continuae“), nicht um Wechselfieber („intermittentes“).

Die Fieberarten waren ein beliebtes, weil für die *praxis medica* äußerst relevantes Dissertationsthema, auch in Schillers unmittelbarem akademischen Umfeld. So wurde sein Lehrer Johann Friedrich Consbruch mit einer Arbeit *De febribus malignis* (1759) promoviert, die in Schillers Fieberdissertation verarbeitet wird. Der Freund Friedrich Wilhelm Hoven wird 1789 einen *Versuch über das Wechselfieber und seine Heilung besonders durch die Chinarinde* (1789) vorlegen.<sup>53</sup> Gegen die Usancen auf

<sup>51</sup> Piquer, André: *Traité des fièvres*. Amsterdam 1776, S. 400f. beschreibt die Symptome des dreitägigen Wechselfiebers: „Dans d’autres malades on ne trouve point ces symptômes, mais on observe dans le premier paroxisme un sommeil assez profond, dans le second, c’est un véritable assoupiment; & le troisième pour l’ordinaire se termine en apoplexie [...] D’autres fois la cardialgie non plus que l’assoupissement, n’accompagnent point la fièvre tierce maligne, mais bien une syncope qui dans le troisième paroxisme tranche les jours du malade.“

<sup>52</sup> HA V, 1062: „Negari quidem nequit, hostilem materiam per id ipsum Naturae conamen felici Crisi quodammodo expurgari, quod in Febribus Intermittentibus, quam plurimis nec non in quibusdam ardentibus contingit.“

<sup>53</sup> In seiner Autobiographie betont Hoven, zur Abfassung des Traktats hätten ihm „die damals in Ludwigsburg sehr häufigen und von mir vielfältig beobachteten

Deutsch verfasst, schließt sie sich Schillers theorie- und autoritätskritischem Gestus an und macht Front „wider die schulübliche Theorie“.<sup>54</sup> Hoven setzt in seinem Traktat die philosophische Medizin der Karlschule und ihren psychosomatischen Ansatz fort<sup>55</sup> und bekennt sich, hierin abweichend von Schiller, ausdrücklich zu Stahls Animismus: „Weil ich allenthalben, wo ich eine Erscheinung erkläre, die Seele zu Hülfe rufe, und sie eben so, wie vormals Stahl, als einen wahren Deus ex machina handeln lasse“.<sup>56</sup> Hovens drei Jahre nach dem *Geisterseher* entstandene Arbeit enthält eine prägnante Definition des ‚Wechselfiebers‘, die auch Schiller voraussetzt:

Das Wechselfieber, oder wie man es im gemeinen nennt, das kalte Fieber (*febris intermittens*), unterscheidet sich von allen andern Fiebern vorzüglich dadurch, daß es nicht, wie diese, ununterbrochen bis zu der Genesung oder dem Tode des Kranken fort dauert, sondern nach einem Anfalle von einigen Stunden wiederum aufhört, demnächst aber nach einer längern oder kürzern fieberlosen Zwischenzeit wieder ein neuer solcher Anfall kommt.<sup>57</sup>

Hoven unterscheidet dabei „nach Ansehung der Ordnung, nach welcher die Paroxysmen in die Zwischenzeiten einfallen“, zwischen regelmäßigem (*typica*) und unregelmäßigem (*vaga, erratica*) Wechselfieber.<sup>58</sup> Letztere Spielart dürfte dem Fall des Cousins und Thronfolgers im *Geisterseher* zu Grunde liegen. Denn hier fällt der „Anfang der Paroxysmen [...] allemal wieder auf die nämliche Zeit, und die Zwischenzeit bleibt daher immer eben dieselbe.“ Hoven spricht von einem „fixe(n) Wechselfieber“ (*typus fixus*). Dabei ist auch Hoven nosologischer Essentialist; auch ihm liegt die klassifikatorische Ordnung am Herzen, nicht weniger als die Idee einer *oeconomia morbi*, jene „ganz besondere, bewundernswürdige Ordnung, da die Paroxysmen bei den fixen Wechselfiebern allemal beinahe um die nämliche Minute wieder eintreffen.“<sup>59</sup> Der Prinz hatte fast gleichlautend davon gesprochen, dass „diese Paroxysmen in der strengsten Ordnung und zur gesetzten Stunde zurückkehren“ (NA 16, 100). Hoven beschreibt

---

Wechselfieber die nächste Veranlassung [gegeben]“. Hoven, Friedrich Wilhelm von: Lebenserinnerungen, hg. von Hans-Günther Thalheim. Berlin 1984, S. 82.

<sup>54</sup> Hoven, Friedrich Wilhelm von: Versuch über das Wechselfieber und seine Heilung besonders durch die Chinarinde. Winterthur 1789, S. 41.

<sup>55</sup> Hoven (Anm. 54), S. VII f.: „Ich kann endlich auch bei meinen Erklärungen in mehreren Fällen der Seele zu viel Einfluß auf den Körper, zu viel Antheil an seinen Verrichtungen beigelegt haben, als sie vielleicht wirklich hat“.

<sup>56</sup> Hoven (Anm. 54), S. VII.

<sup>57</sup> Hoven (Anm. 54), S. 1 (§ 1).

<sup>58</sup> Hoven (Anm. 54), S. 14 (§ 7).

<sup>59</sup> Hoven (Anm. 54), S. 15. Zu Schillers nosologischem Essentialismus vgl. Robert (Anm. 11), S. 61–70.

auch jene „maligne Spielart“<sup>60</sup> des Wechselfiebers, von der im *Geisterseher* die Rede ist; er nennt sie „schlafsüchtig machendes Wechselfieber“ (*comatosa*).<sup>61</sup>

Dieser seltenen Spielart des „einschläfernden dreitägigen Wechselfiebers“ („febris tertiana sopora“) widmet Georg Friedrich Sigwart 1759 eine Tübinger Dissertation, welche die Bösartigkeit dieser Spezies hervorhebt, die den Kranken „bald früher bald später an Stelle von Schauer und Schüttelfrost mit tiefem Schlaf, der über die gesamte Dauer des Paroxysmus andauert, angreift“.<sup>62</sup> Es handle sich hier um eine „besonders trügerische und äußerst gefährliche Krankheit, die den Patienten wie den Arzt, der nicht ausreichend über klinische Erfahrung verfügt, sehr leicht täuschen könne“, indem sie sich als gutartig ausbe.<sup>63</sup> Bereits im ersten oder zweiten Paroxysmus komme zu den übrigen Symptomen ein „unnatürlich tiefer Schlaf“ („somnus naturali profundior“<sup>64</sup>) hinzu, der den Außenstehenden fälschlich als heil- und erholsam erscheinen müsse. Wer nicht schon vom ersten Anfall hingerafft werde, sehe seinen Zustand nach diesem verschlechtert und ver falle in ein kontinuierliches Fieber. Schließlich werde der Schlaf von einem Schlaganfall abgelöst, der sogleich oder innerhalb weniger Tage zum Tode führt.<sup>65</sup> Das ‚einschläfernde Wechselfieber‘ gehört damit zur Gruppe der malignen Fiebererkrankungen, die keine gute Prognose erwarten lassen.<sup>66</sup>

Hinter Sigwarts und Hovens Fiebertypologien stehen die klassischen Väter der Fieberlehre. Eine besondere Rolle dürfte neben Sydenham auch Hermann Boerhaaves Fieberlehre in den *Aphorismi de cognoscendis et*

---

<sup>60</sup> Hoven (Anm. 54), S. 30.

<sup>61</sup> Hoven (Anm. 54), S. 30: „Der Zufall, von dem dieses Fieber seinen Namen hat, ist eine Schlafsucht, die bald dem Koma somnolentum, bald dem Lethargus, bald dem Karus, bald aber einer wahren Apoplexie gleich ist.“

<sup>62</sup> Sigwart, Georg Friedrich: *De febre tertiana intermittente soporosa ut plurimum funesta, feliciter tamen curanda*. Diss. Tübingen 1759, S. 16: „Est vero *febris tertiana soporosa* intermittentium malignarum species, quae alternis diebus aegrotos, superato tertio quartove paroxysmo, nunc citius, nunc serius, loco horroris & rigoris, cum profundissimo sopore, per totum paroxysmum durante, invadit.“

<sup>63</sup> Sigwart (Anm. 62), S. 17 (§ 26).

<sup>64</sup> Sigwart (Anm. 62), S. 18f. (§ 27).

<sup>65</sup> Sigwart (Anm. 62), S. 17: „Quosdam primus statim, vel secundus paroxysmus è medio tollit; alii, superato paroxysmo, ad se quidem redeunt, sed pejus habent, quam ante illum: continue febricitant. convulsis agitantur motibus, in hemiplegiam, vel etiam catalepsin incurrunt, donec tandem, recurrente novo paroxysmo, sopore in apoplexiam mutato, vel sub ipso paroxysmo, vel praeterlapsis aliquot diebus, vitam cum morte commutent.“

<sup>66</sup> Sigwart (Anm. 62), S. 27: „Quae de febre nostra soporosa hactenus in medium protulimus, prognosin haud adeo laetam promittunt.“

*curandis morbis* gespielt haben,<sup>67</sup> ergänzt von dem verbreiteten, auch an der Karlsschule vielfach benutzten Kommentar Gerald van Swieten.<sup>68</sup> Boerhaave widmet dem Wechselfieber einen eigenen Abschnitt innerhalb seiner Fieberlehre.<sup>69</sup> Die Klassifizierung der Fieberarten, heißt es da, falle leicht, da sie nach der offensichtlichen Frequenz der Paroxysmen (z.B. „dreitägig“) erfolge. Durch empirische Beobachtung lasse sich daher leicht die Rhythmik der Anfälle kalkulieren. Hier gilt das in *Aphorismus* Nr. 596 formulierte Grundgesetz: „Charakter, Spezifik und Dauer eines akuten Fieber lehren, wenn man sie vom Anfang über den Anstieg bis zum Höhepunkt beobachtet, den Ausgang, die Veränderung und das Ende (des Fiebers)“.<sup>70</sup> Der Paroxysmus lässt sich, dies ist für Therapiezwecke bedeutsam, stundengenau vorhersagen.

Franz Moors Hoffnung, „daß man nunmehr des Herzens Schläge Jahr lang vorausrechnet“, wird von der Medizin der Zeit zwar nicht buchstäblich, aber doch sachlich geteilt. Das praktische Handeln des Arztes beruht für Boerhaave auf dem „Vorauswissen des eintretenden Effektes, wozu eine allgemeine Kenntnis der Gesetze erforderlich ist, nach denen jene (therapeutischen) Eingriffe durchgeführt werden.“<sup>71</sup> Krankheit ist Physik des Körpers, sie vollzieht sich nach berechenbaren Verkettungen von Ursache und Wirkung. Ist der Körper als Maschine gedacht, so die Krankheit als ein Mechanismus, der entsprechend bestimmter „Zeitgestalten“<sup>72</sup> zuverlässig verschiedene Etappen durchläuft. Schiller selbst spricht

---

<sup>67</sup> *Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicae*. Leiden 1709, S. 207–278. Hier etwa die Unterscheidung zwischen Wechselfieber und kontinuierlichem Fieber (§ 727), S. 261f.: „Hinc patet, quid sentiendum de febrium acutarum varietate; nam quae motum febrilem semel excitatum vno impetu ad finem perducunt, *continuus* vocamus; quae per vices impetum remittunt, & denuo excitant, vt semper duret febris, *continuas remittentes*; quae per vices impetum remittunt, vt plena ἀπορροξία, inter duos quosque paroxysmus intercedat, vocantur *intermittentes*.“

<sup>68</sup> Swieten, Gerald L. B. van: *Commentariorum in Hermanni Boerhaave Aphorismos Compendium*. Frankfurt/Leipzig 1762, hier S. 123–126 zum Wechselfieber.

<sup>69</sup> Boerhaave, Hermann: *De cognoscendis et curandis morbis aphorismi una cum eiusdem de materia medica et remediorum formulis libello*. Leipzig/Frankfurt 1758, §§ 746–769 (S. 268–278).

<sup>70</sup> Boerhaave (Anm. 69), S. 214f.: „Genius, discrimen, duratio febris acutae, si observantur ab initio, per adscensum, vsque ad statum, docent eius exitum, mutationem, finem.“

<sup>71</sup> Boerhaave (Anm. 69), S. 6: „Dirigitur illa applicatio (5.) a mente praescia futuri effectus: quo exigitur scientia generalis legum, iuxta quas actiones illae exercentur; vnde itaque doctrina signorum, & methodi medendi, necessaria est.“

<sup>72</sup> Hartmann, Fritz: *Thomas Sydenham (1624–1689)*. In: Engelhardt, Dietrich von/Hartmann, Fritz (Hg.): *Klassiker der Medizin*. Bd. 1: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. München 1991, S. 154–172, hier S. 155.

daher von den „mechanischen Gesetzen der Krankheit“ („*mechanicas morbi leges*“; HA V, 1108). Diese innere Ordnung, die stabile Zeit- und Ausdrucksgestalt der Krankheit, ist es, die das ärztliche „Kalkül der Zeiten und Chancen“<sup>73</sup>, die Prognostik als Prophetie im *Geisterseher* ermöglicht, und daher ist es nicht ohne Ironie, dass eben jene präzise „historische Kenntniß der Maschine“, die in der Widmungsvorrede zum *Versuch* einer unfruchtbaren „mechanischen Brodwissenschaft“ zugeschrieben wird, das entscheidende Momentum bei der literarischen Motivierung der Intrige wird. Für diese ganz praktischen Zwecke war gerade nicht jene Medizin gefragt, die den „höhern Rang einer philosophischen Lehre“ beanspruchte, sondern jene, die „vor dem Krankenbette Wunder thun“ konnte – und dies in einem ganz buchstäblichen Sinne. Dazu musste man nun die „größern Räder des seelenvollsten Uhrwerks“, und das hieß: die mechanischen Abläufe der Krankheit „terminologisch und örtlich“ genau kennen.<sup>74</sup>

## VI. Schluss – Metaphysischer Detektivroman

Das aber heißt: Der Autor des *Geistersehers* widerruft aus literaturpraktischen Gründen sein eigenes anthropologisches Credo und betätigt sich als „Brodwissenschaftler“. Fieberwissen ist um 1780 ein Wissen und Kalkül des *kairós*. Schon Sydenham ging davon aus, dass jede Krankheit einen charakteristischen Verlauf nimmt und spezifische Phasen (*tempora*) durchläuft.<sup>75</sup> Dieses mechanistische und essentialistische Bild der Krankheit als einer festen *species* mit innerer Zeit-Ökonomie musste es nahe legen, das Auge des Intriganten und „Aufsehers“ mit dem kühl „kalkulierende(n) Blick“<sup>76</sup> des Arztes zu verbinden. Der Intrigant vertritt als Spieler und *deus ex machina* (z. B. in der Séance-Szene) innerhalb der Handlung den Autor. Die ärztliche Prognostik tritt an die Stelle der Providenz. Die Weltverschwörung und Intrige wird zur „Säkularisationsgestalt des Schicksals“.<sup>77</sup> Die Armenier-Prophetie bleibt aufgelöst, sie deutet

<sup>73</sup> Foucault, Michel: *Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. München 2005 [zuerst 1963], S. 102. Dieses typische Schema der Fiebererkrankung findet sich z. B. bei Boerhaave (Anm. 69), Nr. 563, 570 und 581.

<sup>74</sup> Alle Stellen: NA 20, 38.

<sup>75</sup> Temkin, Owsei: Die Krankheitsauffassung von Hippokrates und Sydenham in ihren ‚Epidemien‘. In: *Archiv für Geschichte der Medizin* 20 (1928), S. 327–352, hier S. 345: „Quapropter, ut fundamento alicui medendi methodus superstruatur, notandum est, duo esse hujus morbi tempora; quorum primum separationis est, secundum expulsionis“.

<sup>76</sup> Foucault (Anm. 73), S. 103.

<sup>77</sup> Matt, Peter von: *Die Intrige. Theorie und Praxis der Hinterlist*. München 2008, S. 213.



aber *eine* mögliche Lösung an, die in der Gattungsgeschichte der Detektivgeschichte noch folgenreich werden wird: die der Verbindung von Detektion und Diagnose. Im *Geisterseher* verteilt sich die Medizin auf drei komplementäre Instanzen: die des Intriganten, die des Detektivs und – vor allem – die des Autors.<sup>78</sup> Bei Schiller bleibt diese Verbindung nicht mehr als eine Andeutung, ein gattungshistorisches ‚pre-adaptive advance‘. Die Handlung schließt gerade *nicht* mit der diagnostischen Überführung des Armeniers. Es bleibt bei den „unknown causes“; das Wissen der Kompendien erweist sich tatsächlich als unzureichend.

In der doppelten Personalunion von Verbrecher-Arzt und Detektiv-Arzt liegt eine Konfiguration mit erheblichem Zukunftspotential vor, die ein gutes Jahrhundert später von den Antipoden Prof. Moriarty (nicht Arzt aber Mathematiker) – „the greatest schemer of all time“<sup>79</sup> – und Sherlock Holmes (nebst dem praktizierenden Arzt Dr. Watson) fortgesetzt wird.<sup>80</sup> Es scheint jedoch, als komme dieser Kurzschluss von diagnostischer Semiotik und ‚abduktiver‘ Schlussform um 1800 noch verfrüht. Daher bleibt die medizinische Hypothese, wie der Roman insgesamt, un aufgelöst. Das Fragment spiegelt einen epistemologischen und metaphysischen Konflikt, der die *Substanz* des *Geistersehers* ausmacht (d.h. der Sta-

---

<sup>78</sup> Daher passt es ins Bild, wenn auch Cagliostro, das mutmaßliche Vorbild des Armeniers, als Arzt auftritt: Schiller redigierte in der *Müntlerischen Zeitung* einen Aufsatz über diese „längst bekannte“ Figur der Zeitgeschichte unter dem Titel „Calliostro – Viel Lärmens um nichts“ (1781; NA 22, 65f.). Der aufklärerische Impetus ist deutlich: Cagliostro sei keineswegs „der apostolische Mann [...], der Blinde sehend, Lahme gehend, Butonnierte rein und halb Verfauelte wieder lebendig machen kann“. Der Arzt Schiller sieht in ihm einen – wenngleich zwielichtigen – Kollegen, „ein Geschöpf, das wenig besonders vor allen unsern Ärzten hienieden“, mit dem Unterschied, dass „der Ruhm von seinen gelungenen Kuren aber wie Weihrauch in die Höhe steigt“. Er interessiert sich vor allem für Cagliostros Kuren, etwa die „Wander-Kur“ und sonstige „Meisterstücke“. „Er soll die wahre Chymie und Medizin der alten Egyptier mit herübergebracht haben: wir wollen sehen, ob Böhre, Krieger, Vogel, Marggraff, Macquer durch diesen neuen Paracelsus ohnnötig werden“.

<sup>79</sup> Die Formulierung stammt aus *The Tragedy of Birlstone*. In: Arthur Conan Doyle: *The Complete Sherlock Holmes* Bd. 2, hg. von Freeman, Kyle. o. O. 2003, S. 233.

<sup>80</sup> Zur Konstellation um 1900 wird dann noch die Psychoanalyse hinzutreten. Ginzburg, Carlo: *Indizien: Morelli, Freud und Sherlock Holmes*. In: Vogt, Jochen (Hg.): *Der Kriminalroman. Poetik – Theorie – Geschichte*. München 1998, S. 279: „Freud war Arzt, Morelli hatte ein Medizinstudium absolviert und Conan Doyle schließlich als Arzt praktiziert, bevor er sich auf das Schreiben verlegte. In allen drei Fällen läßt sich das Modell der medizinischen Semiotik oder Symptomatologie klar erkennen – jener Disziplin, die eine Diagnose ohne direkte Beobachtung der Krankheit allein aufgrund der oberflächlichen Symptome oder Anzeichen erlaubt, die oft dem Auge des Laien oder selbst dem eines Dr. Watson irrelevant erscheinen mögen.“

tus des Wunderbaren) und sich in seiner offenen Form strukturell abbildet. Umso bezeichnender ist es, wenn gerade der gelernte Mediziner, der Graf von O\*\*, Zweifel an der medizinischen Hypothese anmeldet. Ihm scheinen hier Dinge verbunden, „die, einzeln genommen, zwar sehr natürlich lauten, aber nur durch etwas, was nicht besser ist als Zauberei in diese Verbindung gebracht werden können“ (NA 16, 101). Auch der Prinz verwirft sein Gedankenspiel, indem er gesteht, „daß meine Mutmaßung gekünstelt ist“, und in einem *Salto mortale* vom Kalkül zum „bloßen Zufall“ ausweicht (NA 16, 101). Die Hoffnung, „die Zeit [werde] dieses Geheimnis aufklären oder auch nicht aufklären“, erfüllt sich im Horizont des Romans nicht. Der *Geisterseher* spielt mit dem Gedanken einer ärztlichen Intrigenkunst, widerruft sie jedoch sogleich wieder unter Hinweis auf die *poetologische* Kategorie des Wahrscheinlichen. Noch befinden sich der Detektivroman und sein Protagonist in der Phase der Latenz. In der Art und Weise, wie sich im *Geisterseher* am Ende Prognostik und Poetik überlagern, zeichnet sich sein epistemologisches Profil dennoch bereits ab. Als aufgeklärter Proto-Detektiv ist der Prinz dilettierender Künstler, *metaphysicus* und ‚Spuren lesender‘ Arzt in einem. Dass er am Ende keine Aufklärung über die Möglichkeit von Aufklärung gewinnt, ist nicht ihm, sondern dem Autor anzulasten.